

Allgemeine Mode-Zeitung

N^o 29.

1844.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Covien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Etourdie.

Novelle von Bernd von Gusek.

(Beschluß.)

6.

Es war ein herrlicher Wintermorgen, an welchem Neidenau seine Gäste — eine förmliche Schlittencaravane — in sein Haus einführte. Er hatte als vorsichtiger Mann seiner Gemahlin den Tag seiner Ankunft gemeldet, so daß Etourdie ihre Anstalten mit Mühe treffen konnte, und Alle waren überrascht von der geschmackvollen Pracht, als sie das Haus betraten, Keiner jedoch mehr, als Neidenau, der sein Eigenthum nicht wieder kannte. Staunend sah er sich in den Zimmern um — er war geblendet, bestürzt, zwar gefiel ihm die Verwandlung, welche in der That höchst vortheilhaft war, aber sein erster Gedanke fiel auf seine Mutter. Was hatte diese dazu gesagt?

Die junge Frau war die Anmuth selbst, der Präsidant, die beiden Räthe, vor Allem aber die jungen Assessoren, welche bei der Commission waren, fühlten sich von ihren liebenswürdigen Manieren, so fern von aller Affectation, von allem Zwange, wahrhaft bezaubert. Endlich zogen sie sich in die ihnen angewiesenen Zimmer zurück und Neidenau, nachdem er sie begleitet hatte, sprang den Corridor entlang nach dem Flügel, welchen seine Mutter bewohnte. Er hatte noch keinen freien Moment gehabt, um aus dem Munde seiner Gattin zu hören, was ihn jetzt tödtlich erschreckte. Die

Mutter war nicht mehr hier, sie war nach der Stadt gezogen mit all' ihrem Eigenthum.

„Louise, um Gotteswillen!“ rief er. „Was ist denn vorgefallen?“

Die junge Frau erzählte ganz einfach, wie sie aus seinen letzten Worten die Erlaubniß geschöpft, Alles in einen bessern Stand zu setzen, wie die Mama darüber zornig geworden und ohne sie zu hören oder sich mit ihr zu verständigen, abgereist sei.

„Das ist ein großes Unglück!“ seufzte der Landrath. „Aber ich hoffe, es wird sich Alles wieder zum Besten fügen.“

Vor der Hand war keine Zeit zu solchen Versuchen, die Gäste wollten unterhalten sein. Es bedurfte einer großen Anstrengung für den guten Neidenau, um über Tafel den liebenswürdigen Wirth zu spielen, aber Etourdie erleichterte ihm die Rolle. Sie war seit frühesten Kindheit viel unter Männern gewesen, hatte als erwachsenes Mädchen in ihres Vaters Hause, wo die Mutter längst nicht mehr lebte, die Stelle derselben vertreten, ihr Vater hatte daran gearbeitet, jede Scheu von ihr abzustreifen — so bewegte sie sich auch heute mit Sicherheit unter den fremden Herren, belebte das Gespräch durch ihre heitere Laune, schenkte fleißig ein und ließ sich wiederum nicht vergeblich zum Champagner nöthigen, als sie manchem Toast Bescheid thun sollte. Neidenau bemerkte mit Entsetzen, daß sie schon das vierte Glas trank und ihre Wange nicht höher erglühte. Im Stillen dankte er Gott, als die Tafel

aufgehoben wurde, jetzt hoffte er seine Gäste mit einer Spielpartie und morgen mit einer Jagd zu beschäftigen — er kannte den Präsidenten als eifrigen Jäger — dann reisten sie ab und er konnte nach der Stadt eilen, die zürnende Mutter mit der unbesonnenen Frau zu versöhnen.

Die Spieltische wurden arrangirt, es fand sich aber, daß nur einer der Rätthe Whist spielte, oder verläugneten die andern Herren ihre Kunst, um nicht der köstlichen Stunden in der Unterhaltung mit der lebenswürdigen Frau verlustig zu gehen? Wenn das der Fall war, so hatten sie sich betrogen, denn Etourdie erklärte dem Präsidenten, wenn es fehle, werde sie mit Vergnügen eine Karte übernehmen. Der alte Herr fand das allerliebste, Neidenau verbarg seinen Schreck unter einem matten Lächeln und wurde angewiesen, für die Unterhaltung der übrigen Gäste zu sorgen, während sie sich mit dem Präsidenten und Rathe zu einer Partie Whist à trois setzte und sich zu deren Erstaunen bald als die routinirteste Spielerin bekundete. Ihr Mann besaß im Stillen dies neue unbekanntes Talent, das jedoch von Seiten der andern Zuschauer, so weit es ihre schwache Kenntniß des Spiels, wie sie sagten, gestattete, laute Anerkennung fand.

Als der Tag, welcher Neidenau eine Ewigkeit dünkte, zu Rüste ging, als das splendide Souper genossen war und die Gäste sich empfohlen hatten, konnte der Landrath kaum erwarten, mit seiner Gemahlin allein über alles, was ihm auf dem Herzen lag, zu sprechen. Da es aber aus Besorgniß vor den Domestiken erst in dem verschwiegenen Schlafgemach geschah, so würde es indiscret sein, ihnen dahin zu folgen.

Etourdie's schöne Stirn war etwas bewölkt, als am andern Morgen die Anstalten zur Jagd getroffen wurden. „Sie sollten uns begleiten, gnädige Frau,“ sagte der Präsident. „Es giebt gewiß gebahnte Stände, wo Sie ohne Gefahr unsere Geschicklichkeit durch Ihre Gegenwart erhöhen würden.“

„D ich habe schon Jagden beigewohnt,“ sagte Etourdie, auf ihren Mann blickend. — „Wenn Du es gern sähest, lieber Neidenau?“

Ihn überließ es heiß — doch konnte er hier tyrannisch verbieten? — „Dir macht es wohl kein Vergnügen,“ erwiderte er ausweichend.

„Sehr viel!“ versicherte sie.

„Da hören Sie es, Landrath!“ rief der Präsident. „Machen Sie Anstalt!“

„Aber die Gefahr, Louise?“ wandte Neidenau ein.

„Vor Hasen?“ rief sie lachend. „Ich habe schon Tigerjagden beigewohnt, und einem selbst ein Licht ausgeschossen.“

Das war zu interessant! Man fragte, man bewunderte sie — Neidenau konnte es nicht ändern, seine Gemahlin fuhr mit auf die Jagd, erhielt stets den Posten bei dem Präsidenten und schoß mit mörderischer Schärfe zwei Hasen im Feuer nieder. Des Landraths Liebe wurde von diesem Augenblicke an mit einiger Scheu gemischt.

Endlich ging auch dieser Tag vorüber und Neidenau sagte kein Wort. Er begriff, daß hier nichts mehr auszurichten sei mit Vorstellungen und Lehren, die sie, dem socialen Stande der Frauen in Deutschland, ja in Europa von Jugend an entfremdet, weder verstand noch annahm.

„Ist es ein Unrecht, warum schießt es sich für Männer?“ hatte sie gefragt. Die Antwort darauf wäre so leicht gewesen, aber Neidenau hielt sich nur an die Schicklichkeitsgesetze der Convenienz, und schöpfte sein Argument nicht aus dem wahren und heiligen Berufe des Weibes, der überall derselbe ist.

Er liebte sie aufrichtig — warum mußte diese zarte, blonde Gestalt einen so wilden Geist bergen, den er nicht zu beschwören verstand? Bei wem fand er Rath und Hilfe? Bei der Mutter? Ach! er fühlte, daß von ihr nichts zu hoffen — daß der Moment gekommen sei, wo er sich entscheiden mußte zwischen Beiden!

Es kam jedoch vor der Hand noch nicht zu einem Besuche bei seiner Mutter, den er zugleich ersehnte und fürchtete, denn ehe die Commission abreiste, liefen neue höhere Befehle ein, welche den entworfenen Geschäftsplan modificirten und auch den Landrath von Neidenau wieder auf eine unbestimmte Zeit an dieselbe fesselten. Er nahm von seiner Gattin einen verlegenen Abschied, welcher nur zu deutlich zeigte, daß zwischen Beiden nicht mehr Alles stand, wie sonst.

Etourdie saß in ihrer Einsamkeit und gab sich den Gedanken hin, welche durch ihre Seele rauschten. Sie hatte ihren Gemahl nicht gekannt, als sie sich ihm angelobte. Zwar sein gutes Herz war von dem Ideale geblieben, das sich ihre feurige Phantasie von dem Manne, der ihr so unbedingt huldigte, gemacht, aber es konnte sie allein nicht beglücken! Sie verkannte auch seine andern guten Eigenschaften nicht, seinen durchaus edlen Sinn, seine Menschenfreundlichkeit, seine Lauterkeit — und ahnte wohl, daß er noch

manche besaß, die ihn in den Augen der sogenannten Gesellschaft hoch stellten, aber sie vermiste doch, was nach ihren Begriffen den Mann erst als solchen adelt: Festigkeit, Energie, Thatkraft — Geist!

„Aber er liebt mich und ich will es ihm vergelten!“ dachte Etourdie, von einem plötzlichen Entschlusse gestählt. „Diesmal hat er sich nicht gefreut, als er nach Hause kam; dafür will ich ihm nun eine rechte Freude machen.“

Sie traf sofort Anstalten zu einer Reise nach der Residenz. Ein kurzes Billet benachrichtigte ihren Vater davon und ehe sie Antwort darauf hatte, saß sie schon auf dem Schlitten; es kümmerte sie nicht, daß sie die Stadt nicht mehr erreichen konnte, sie übernachtete in dem ersten besten Dorfe und kam gegen Mittag des nächsten Tages an.

In dem Gastzimmer des Hôtels, wo sie abstieg, fand sie viel Gesellschaft — lauter Herren. Sie frühstückte, rauchte Cigarren, lasen Zeitungen und Journale. „Befehlen Sie ein Zimmer?“ fragte der Kellner.

Die Erscheinung der eleganten, schönen Frau hatte Aufsehen gemacht, alle Zeitungsblätter sanken, kauende Gesichter, prüfende Lorgnetten richteten sich nach ihr. Ein junger Mann in Uniform sprang aber plötzlich auf und eilte herbei.

„Meine Gnädigste! Welch' unverhofftes Glück, Sie hier zu sehen!“ rief er.

Nach kurzem Besinnen erinnerte sie sich, den Offizier vor mehreren Monaten in ihres Vaters Hause gesehen zu haben und sie begrüßte ihn freundlich. Der Kellner stand an der Thüre, mit dem Schlüssel wartend.

„Darf ich Sie begleiten?“ fragte der Offizier, kühn gemacht durch ihren freundlichen Blick.

„Ich bin im Begriff, einen Besuch zu machen, der sich nicht aufschieben läßt,“ sagte sie, neigte sich anmuthig und verschwand.

„Glücklicher Wirkungen!“ riefen die Bekannten dem jungen Offizier zu, der ganz aufgeregt an ihren Tisch zurückkehrte. „Wer ist die wunderschöne Blondine?“

„Mit schwarzen Augen, haben Sie gesehen?“ entgegnete er. „Es macht einen wahrhaft bezaubernden Eindruck, auf Ehre!“ Und von den Freunden gedrängt, erzählte er, was er von ihr wußte. „Sie macht einen Besuch!“ schloß er.

„Charmant! Einmal muß sie doch zurückkommen und dann will ich sie fragen, warum ihr Ungeheuer von Ehetyrannen sie einschließt, daß kein Mensch

sie zu sehen bekommt, nicht einmal ihre nächsten Nachbarn, wie mir Harding gesagt hat.“

„Ist Harding zurück?“ fragten die Andern.

Durch das Fenster sah man sehr bald die Besprochene, von einem Lohnlakaien gefolgt, ausgehen, Wirkungen und seine Freunde waren entschlossen, ihre Rückkehr zu erwarten. Sie sprachen aus Langerweile dem Madeira fleißig zu, dursteten indessen nicht allzu lange weilen. Etourdie's Besuch war ein vergeblicher. Sie hatte den Entschluß gehabt, Eduards Mutter um jeden Preis zu versöhnen, damit er sie bei seiner Heimkehr wieder im Hause, mit ihr im besten Einverständnis fände, aber die alte harte Frau hatte ihr das Wiedersehen unerbittlich versagt, kaum eine Entschuldigung durch ihre Kammerjungfer herausschickend. So war denn Etourdie tief gekränkt und gereizt wieder nach ihrem Gasthause gegangen, wo sie kaum den Hut und Pelz abgelegt hatte, als es an die Thüre des Zimmers klopfte und Herr von Wirkungen eintrat. Sie maß ihn mit großen Augen. Er ergoß sich in einem Strom von süßen Reden, die sie bei ihrer Stimmung verdrossen, und als er sich gar vermaß, im Feuer des Gesprächs ihre Hand zu fassen, um sie nach seinem Munde zu führen, entzog sie ihm dieselbe ziemlich heftig und äußerte mit einem Blicke, den er nicht missverstehen konnte, daß sie in wenig Minuten abreisen werde.

Er zog sich also beschämt zurück — und wie er die Thüre öffnete, that ein Vorübergehender vom Corridor aus einen Blick in das Zimmer, sah in dessen Mitte die schlanke Gestalt Etourdie's, sah den Offizier ihr Zimmer verlassen und erstarrte. Aber Etourdie hatte ihn auch erkannt, sie trat rasch an die Schwelle — „Graf Harding!“ rief sie freudig.

„Ich bin es, gnädige Frau,“ erwiderte er, sich eiskalt verbeugend, während doch seine Stimme zitterte.

Auch Wirkungen war stehen geblieben. — „Sie sind lange fort gewesen!“ sagte Etourdie im Tone ihres frühern Umgangs. „Sehen wir Sie bald? Mein Mann ist jetzt verreist, doch erwart' ich ihn bald zurück.“

Er sah die Unbefangenheit, die schuldblose Ruhe in ihrem Blick, er dachte an Alles, was ihr Wesen charakterisirte und doch rang er vergebens mit dem heißen Schmerze, der ihn fast um seine Haltung brachte. Nur gewaltsam äußerte er ein Paar Worte von „Ehre“ und „Bergnügen“, empfahl sich und stürmte die Treppe hinab, ohne auf den ihm nachrufenden Wirkungen zu hören.

Sein Blut kühlte sich erst spät ab, er war von einem Geschäft zum andern geeilt, hatte sich im Museum, im Lesekabinet, an rauschender Table d'Hôte Zerstreuung gesucht, endlich spät Abends kehrte er in das Gasthaus zurück, wo er, gleich den meisten Grundbesitzern seiner Gegend, stets das Absteigequartier nahm und daher auch Etourdie getroffen hatte. Es war wiederum zahlreiche Gesellschaft im Gastzimmer; unmerkelt setzte sich Harding an einen der vielen kleinen Tische und las. Aber den Sinn der Artikel, die sein Auge durchflog, begriff er nicht, sein Geist beschäftigte sich nur mit Etourdie. Wie war sie noch schöner geworden, das herrliche Weib, wie hatte sie ihn mit Blicken bewillkommt, die ihn, wäre es nicht die arglose, keine Rücksicht kennende Etourdie gewesen, zu süßen — weh' ihm! zu verbrecherischen Hoffnungen hingerissen hätten! Ob sie glücklich war?

Klang dort nicht ihr Name? — Harding lauschte. Am Nebentische saßen mehrere, ihm unbekannt junge Männer. „Ein kleines, allerliebste, tolles Weib!“ — „Blond, nicht wahr?“ — „Blond und schwarzäugig, reitet wie die Lejars, fährt mit Bierem vom Bock, raucht ihr Pfeifchen!“ — „D!“ riefen Mehrere. — „Wahrhaftig! Spielt Whist, verträgt ihre Flasche Sect, schießt Hirsche!“ — „Nun — und?“ fragten die Andern gespannt. — „Ich versteh' Euch!“ rief der Redner lachend. „Ei freilich! Warum sollte sie nicht? Ihr Mann ist ein guter Mensch — o! ein wahres Lamm, ein abgewachsenes, wie könnte sie an seiner Seite —? Nein, sie hat Geist und weiß ihr Leben zu genießen.“

Harding's Blut kochte, er sah sich um — von einem fernstehenden, spärlich erleuchteten Tische stand leise ein Mann auf und entfernte sich, den Palletotragen hoch ins Gesicht gezogen, durch eine Hinterthüre. Harding erkannte mit Empörung Neidenau! den Gatten der gemißhandelten Etourdie, der sich davon schlich! Er wußte, daß Neidenau viel persönlichen Muth besaß, er hatte Ehrensachen glänzend bestanden, Kugeln auf Leben und Tod gewechselt — aber der Muth der Deffentlichkeit fehlte ihm! — Rasch stand Harding auf, trat an den Tisch der Lasterzungen und bat den Redner um eine Minute unter vier Augen. Sie sprachen ernsthaft, wie es schien, nach einer Weile entfernte sich Harding mit verächtlicher Miene.

„Ein wehrloses Weib in ihrem Rufe anzugreifen,“ sprach er für sich, „dazu fehlt ihnen die eiserne Stirn

nicht, aber ihre Worte zu vertreten, wehrt ihnen die Feigheit.“

Neidenau war, wie ein zum Tode Getroffener, hinausgeschwankt und zu seiner Mutter zurückgekehrt, die ihm schon heute mit schonungsloser Schärfe das unabsehbare Meer von Unannehmlichkeit, Verdruß, Scham und Verwicklung gezeigt hatte, in das ihn seine Ehe gestürzt, im Hintergrunde den unvermeidlichen Schiffbruch seines Ansehns in der Gesellschaft — dazu gesellte sich nun die Schande! Denn war er auch weit entfernt, den geringsten Verdacht auf seine Gattin zu werfen, so genügte es doch schon, daß von ihr in solcher Weise öffentlich gesprochen werden konnte. Er weinte um sie, denn er hatte sie noch lieb — als er aber zu seiner Mutter kam und sie ihm kalt und streng das einzige Rettungsmittel für sich und seine Ehre vorschrieb, da war es um die arme Etourdie geschehen!

Wohl die arme Etourdie! Es giebt einen alten schauerlichen Spruch, der leider oft zur Wahrheit wird: „Ein Unglück kommt selten allein!“ — Innerlich betrübt und gekränkt durch das Mißlingen ihres Planes, aber auch mit dem Gedanken an Harding, der sich immer wie ein Freund und trotz seiner Jugend wie ein verständiger Freund gezeigt hatte, kehrte sie nach ihrer Heimath zurück, da kam ihr schon ein reitender Bote entgegen, der sie an das Krankenlager ihres Vaters rief. Der Alte, der, auf seine starke Natur trohend, keine Vorsicht kannte, war endlich doch zum Tribut der Zeit aufgefodert worden, eine heftige Erkältung hatte ihn fiebernd niedergeworfen, ein Lungenschlag, der sich in kurzer Frist wiederholte, seinem Leben ein Ende gemacht, noch ehe die Tochter verzweifelnd auf sein Lager sank.

Das waren schreckliche Stunden — aber es folgte ihnen kein Trost von liebender Hand! Wie erbrach sie, dessen bedürftig, das Siegel des Briefes, den ihr die Post brachte; sie vergaß, daß es noch nicht die Antwort auf ihre trostlose Meldung sein konnte. Kaum hatte sie den Eingang gelesen, als ihre gramgebleichten Wangen sich fieberhaft entzündeten, sie durchflog mit Augen, vor denen es dunkelte, das unselige Blatt, ließ es dann zur Erde fallen und sank wie vernichtet auf ihren Sessel zurück. Des Vaters beraubt und nun auch verstossen, mit Scheidung bedroht von ihrem Gemahl! Wer konnte ihr rathen, wer sie schirmen in dieser Noth?

Sie sprang auf, sie wußte es. Ein Paar flüchtige Zeilen warf sie auf das Papier, ein Eilbote überbrachte sie an Harding; sie hatte ihn einfach, rührend gebeten, zu ihr zu kommen. Wie zählte sie die Stunden, bis er ihre Bitte erfüllen konnte! Und ihre Hoffnung täuschte sie nicht, Harding wußte das Unglück, das sie betroffen hatte, den Tod ihres Vaters, er kam, sie sank ihm weinend in die Arme. Sein Herz wallte hoch auf, er wußte, daß er ein Unrecht that, die faszungslose Frau an seinem Herzen zu halten, aber er vermochte es nicht, sie aufzugeben. Was fühlte er erst, als sie ihm mit einem Vertrauen, das ihn namenlos beglückte, Alles kund that, was sie in Leid und Verzweiflung gestürzt! Er las Reidenau's Brief — der enthielt, in schonenden Worten zwar, aber unabweisbar, den Entschluß der Scheidung!

„Wünschen Sie es anders?“ fragte Harding leise.
„Soll ich versuchen, seinen Sinn zu wenden?“

„Nie, niemals!“ rief sie mit blühenden Augen.
„Ich müßte mich selbst verachten, wollte ich ihn nur wiedersehen! Helfen Sie, rathen Sie mir! — Ich bin so fremd, so unbekannt mit all' den Verhältnissen — sonst durfte ich mich um Nichts kümmern!“ Sie verhüllte ihr Angesicht und gab sich einen Moment ihrem Kummer widerstandslos hin.

„Vertrauen Sie mir ganz!“ sagte Harding bewegt.

Sie faßte seine Hand und drückte sie an ihr Herz.
„Sagen Sie mir, hab' ich Unrecht gethan?“ rief sie.
„Ihnen will ich glauben.“

„Unrecht?“ wiederholte er. „Sind Sie mir böse, wenn ich aufrichtig bin?“

„Aufrichtigkeit verlange ich von denen, die ich lieb habe,“ sagte sie hastig.

„Nun, Sie haben wohl in Manchem die herrschende Ansicht der Welt verlegt —“ erwiderte Harding.

„Ich kannte sie nicht! Und wo ich belehrt wurde, geschah es so haltlos, so ganz ohne Sinn!“

„Manches in Ihrem Benehmen erschien allerdings —“ er suchte nach einem mildernden Worte.

„Sprechen Sie aus! Den wahren richtigen Ausdruck! Keine Beschönigung, keine Falschheit!“

„Wer Sie nicht näher kannte — dem mußte Manches an Ihnen — als nicht für Frauensinn und Frauenberuf passend —“

„Also unweiblich?“ rief sie und wandte sich ab. Er bat sie, dies Wort nicht so schroff hinzustellen

— ihm selbst, der ihr eignes innerstes Wesen erkannt habe, sei diese Außenseite, welche sie nicht verschuldet, nie der Anlaß zu Mißverständnissen gewesen. Sie schien in tiefe Gedanken versunken, er wußte nicht, ob sie auf ihn hörte.

Plötzlich wandte sie sich wieder zu ihm, sah ihn mit ihren großen feuchtglänzenden Augen an und fragte in einem Tone, der sein Herz traf: „Wollen Sie meiner Zukunft Ihren Rath, Ihre Belehrung nicht versagen?“

Er küßte ihre dargebotene Hand, sie neigte sich rasch zu seiner Stirn und hauchte einen Kuß darauf — sein Arm umfing sie mit selbstvergessener Kühnheit und Beide waren eine lange Weile verstummt, aber in ihren Herzen sprach um so lauter das zum Bewußtsein erwachte Gefühl.

Nach dem, was einmal vorgegangen war, ordneten sich die Verhältnisse schnell und leicht. Des Grafen Sachwalter übernahm die Leitung in den Angelegenheiten der jungen verwaiseten Frau. Sie mußte zwar noch einmal ihren Gatten wiedersehen, um den gesetzlichen Formen zu genügen; er war dabei zerknirschter als sie, welche sich würdig und fest benahm — aber da sie keinen Widerspruch erhob, im Gegentheil durch die großmüthigsten Opfer die Trennung erleichterte, so wurde das mißgeschaffene Verhältniß dieser Ehe noch in Zeiten, bevor es zum vollendeten Unglück ausschlug, gelöst. Wäre es etwa besser gewesen, sie hätten das Band, das für sie zur Kette wurde, bis an ihren Tod geschleppt, da die Grundbedingung einer vor Gott wohlgefälligen heiligen Ehe nicht vorhanden war?

Ob sie bei der zweiten Verbindung, welche Etourdie im Herzen schon geschlossen und nach schicklicher Frist auch öffentlich eingehen wird, in vollem Maaße zu finden sei? Wir hoffen es. Das Paar hat die Gegend verlassen, wo noch alle Zungen in Bewegung über die wunderbare Fremde sind, die nur für eine kurze Zeit hier aufgetaucht war, um alle Frauen zu ärgern, allen Männern den Kopf zu verdrehen. Was werden sie erst sagen, wenn die schöne Frau in Jahr und Tag als Gräfin Harding zurückkehrt? — Etourdie lebt in Wien, wo sie aus früherem Aufenthalt einer befreundeten Familie sich angeschlossen hat; ihre väterliche Besizung ist verkauft. Graf Harding hält sich ebenfalls in der Kaiserstadt auf, um der Geliebten nahe zu sein, welche ihren Namen mit seinen fatalistischen Einflüssen abschwören will, doch klingt er dem

Grafen zu süß und er nennt sie vor den Menschen zwar nach ihrem christlichen Namen, wenn Beide allein sind, aber immer noch *Etourdie*.

Miscellen.

(Rossini und sein Verfolger.) Ein Beweis, wie sehr man bedauert, daß Rossini sich durchaus nicht bewegen läßt, eine neue Oper zu componiren, sind die verschiedenen Anekdoten, welche man von ihm erfindet, während er ganz ruhig bei seinem *dolce far niente* bleibt, und die Welt sich sehnen läßt. Die neueste Anekdote der erwähnten Art, welche man erzählt, ist folgende: „Am 8. Juni erschien ein junger, blasser, hagerer Mann mit melancholischem Aussehen in der Wohnung Rossinis und bat, dem Meister vorgestellt zu werden. Rossini erschien.

„Es ist Ihnen unbekannt, wer ich bin,“ sagte der Fremde, „aber ich werde mich vielleicht bald vollständig zu erkennen geben. Mein heutiger Besuch hat nur folgenden Zweck. Gott hat Ihnen die Schätze des Genies gegeben, aber Sie stellen Ihr Licht unter den Scheffel und dies ist ein abscheuliches Verbrechen. Dauert Ihr gottloses Schweigen noch länger, so bin ich von der Vorsehung zum Werkzeuge der Rache erkoren. Hören Sie mich an, ohne mich zu unterbrechen. Das Leben war mir seit einiger Zeit zur Last; selbst die Musik, meine einzige Leidenschaft, meine Religion, mein Leben, hatte keinen Reiz mehr für mich, und war nichts mehr, als ein Zusammenklingen von mancherlei Tönen. Gleichwohl verfolgte mich ohne meinen Willen eine verhängnißvolle Vorstellung; es war mir nämlich, als würde ich weniger unglücklich sein und freudiger aus dem Leben gehen, wenn ich noch eine neue Schöpfung Ihres Geistes gehört hätte. Mein Plan stand also fest, und mein Selbstmord würde das blutige und denkwürdige Finale der ersten Vorstellung Ihrer neuen Oper geworden sein. . . Ich habe zu viel gehofft, ich habe zu lange gewartet, — meine Geduld ist ermüdet.“

Da Rossini bei diesen Worten unruhig zu werden schien, fuhr der Unbekannte fort:

„Fürchten Sie nichts, ich habe Ihnen nicht gesagt, daß die Zeit gekommen sei, im Gegentheil, ich verschiebe mein Vorhaben und eröffne Ihnen einen Weg zur Rettung. Ich gebe Ihnen noch ein Jahr, in welchem Sie die Oper, die ich verlange, schaffen können. Aber bedenken Sie wohl, wenn Sie auch in diesem Jahre in Ihrem musikalischen schändlichen Schweigen verharren, so sterbe ich doppelt elend, aber Sie werden mit mir sterben. Sie können aus Italien entfliehen, selbst Europa verlassen, — ich werde Sie dennoch zu erreichen wissen.“

Nach diesen Worten eilte dieser seltsame Bewunderer aus dem Zimmer hinaus, und man setzt hinzu, der große Meister sei von diesem Tage an sehr melancholisch geworden. Was Bitten nicht vermocht haben, bewirkt vielleicht diese Drohung, und es ist möglich, daß er die Welt mit einer neuen Oper erfreut.

(Die Kunst der Malerei bei den Mahomedanern.) Während die Malerei bei allen christlichen Völkern in unserer Zeit einen neuen Aufschwung nimmt, bleibt sie bei den Mahomedanern auf dem alten Standpunkte stehen. Bekanntlich ist diesen durch ihre Religion verboten, lebendige Wesen abzubilden, weil ihnen gesagt wird, diese Gestalten würden in einem anderen Leben die Seele von ihnen fordern, die sie ihnen mit dem Körper nicht zugleich geben konnten. Ihre Malerei beschränkt sich deshalb auf Arabesken, Landschaften, Gebäude etc. In der neuern Zeit scheint man indeß doch auch davon einigermaßen abzugehen, denn Reisende erzählen, sie hätten auf türkischen Gemälden Fische und auch gewisse andere Thiere, namentlich Löwen und Leoparden gesehen. Wie fangen es unter diesen Umständen Verliebte an, um das Portrait von ihrer Geliebten zu erhalten? Die Liebe hat auch da ein Auskunftsmittel zu finden gewußt. Es ist nur verboten, wirklich in der Natur vorkommende Geschöpfe zu malen und die Verliebten lassen sich deshalb den Kopf ihrer Geliebten mit dem Körper eines nicht existirenden Ungeheuers malen. Solche Frauenbilder, solche Sphinxen giebt es denn auch wirklich in großer Menge. — Die Türken sind eitel wie andere Menschen, und da sie keine Maler finden, die ihnen ihr Gesicht abmalen, so lassen sie sich ihre Schiffe mit den Attributen ihres Standes, oder eine Moschee malen, die ihnen besonders gefällt. Ein französischer Maler, der sich lange in Constantinopel aufgehalten hat, sah eines Tages einen türkischen Maler vor seiner Wube sitzen und die Moschee des Sultans Bajazet abmalen. Er malte aber den Thurm der Moschee, der in Natur weiß ist, roth. Der Franzose fragte, warum er dies thue, und die Moschee nicht so darstelle, wie sie sei. — „Weil der Mann, welcher das Bild bestellt hat, das Roth liebt, und die Moschee roth haben will. Jeder hat seine Lieblingsfarbe und ich muß seinem Geschmacke nachkommen.“ — Die Wahl der Farben hängt auch mit dem Aberglauben der Türken zusammen, so daß man sogar an der Farbe der Häuser die Secte erkennen kann, welcher die Besitzer angehören. Die „wahren Gläubigen“ behalten sich die hellen Farben vor und überlassen die dunkeln den Griechen, Juden, Armeniern und andern Rajahs. — Nur die Sultane haben das Vorrecht, sich malen zu lassen, ohne eine Strafe fürchten zu müssen, und so besitz Mehemed Ali in Aegypten schöne Portraits von seinen Kindern und in Constantinopel giebt es eine vollständige Sammlung der Portraits aller Sultane. Sie sind alle in gleicher Größe gemalt mit Sprüchen aus dem Koran darunter und das Ganze bildet einen Band in Quart. Uebrigens sind die Sultane in manchen Dingen strenge Kritiker der Maler. Der Sultan Mahomed II. wollte sich malen lassen und bat die Republik Venedig, ihm Bellini zu senden. Dieser Maler kam und malte den Sultan, aber auch für eine christliche Kirche eine Enthauptung des heiligen Johannes. Der Sultan wünschte dies Bild zu sehen, und ließ sich mit dem Maler in eine in der Geschichte der Kunst berühmte Erörterung über die Zusammenziehung des Halses an einem abgeschlagenen Kopfe

ein. Da Bellini ihm nicht sogleich beistimmte, zog der Sultan seinen Säbel und schlug sofort einem seiner Diener den Kopf ab, um den Maler zu überzeugen. — In Bezug auf die Kunst bei den Mahomedanern erwähnen wir hier noch, daß die Türken für sich selbst kein Haus von Stein erbauen, weil sie behaupten, das Haus der Menschen dürfe nicht länger dauern, als er selbst. So ist ganz Constantinopel von Holz gebaut und selbst die Paläste des Sultans, auch die neuesten, welche Hunderte von Marmorsäulen haben, enthalten überall hölzerne Wände, die nur steinartig angestrichen sind. In Syrien, Aegypten u. herrscht dieser Glaube nicht, aber die dortwohnenden Türken, auch die Paschas, welche die schönsten Paläste besitzen, können sich nicht entschließen, in Stein zu wohnen. Sie lassen sich vielmehr hölzerne Kiosks neben dem Palaste erbauen und verweisen in den letztern ihre Diener und Pferde.

(Noch mehr Geheimnisse.) In der Gegend von Paris hält sich in diesem Augenblicke eine fremde Dame auf, welche die allgemeine Neugierde im höchsten Grade erregt. Man behauptet zwar nicht, daß es die Dame mit dem Totenkopfe sei, man versichert aber, diese Dame, Lady Stanhope, hülle sich in den dichtesten Schleier des Geheimnisses und sei von einer großen Anzahl Frauen umgeben, die ihr dienen und die völlig gleich gekleidet sind. Wenn sie ausgeht, ist sie stets von fünf bis sechs ihrer Dienerinnen begleitet, die ganz eben so gekleidet sind, wie sie, und einen langen dichten Schleier tragen, so daß Niemand erräth, welche die Gebieterin ist. Man kann sich denken, daß man das Geheimniß auf tausendfach verschiedene Weise zu erklären sucht; am meisten Glauben findet die Annahme, die geheimnißvolle Dame sei keine andere, als die berühmte Lady Stanhope, von deren romanhaftem Leben so viele Reisende erzählt haben. Nach dieser Annahme wäre Lady Stanhope keineswegs, wie das Gerücht erzählte, vor drei oder vier Jahren in Syrien gestorben, sondern sie habe sich nur für todt ausgeben lassen und reise jetzt. —

In der Festung San Leo, dem päpstlichen Spielberg, soll dagegen ein anderes geheimnißvolles Ereigniß vorgekommen sein. Von den politischen Verbrechern, erzählt man, sei Einer in die Feste San Leo, auf jenen unzugänglichen Felsen in den Apenninen, gebracht worden. — Da alle Zellen besetzt waren, so gab der Gouverneur, den die Wacht an das Bett fesselte, den Befehl, den Gefangenen vor der Hand in einen der unterirdischen Kerker zu bringen, und die Soldaten ließen ihn in den ersten besten hinunter. Es vergingen mehrere Tage und es wurde dem Gefangenen täglich seine Ration in dem Korbe hinuntergelassen, bis er Einsprache erhob. Er rief eines Tages hinauf, sie wären zwei in dem Kerker und man möge also für zwei Nahrungsmittel bringen. Der Gouverneur ließ sich hierauf an Ort und Stelle bringen und erkannte mit Schrecken, daß man den Neuankömmlingen zu einem alten und geheimnißvollen Gefangenen gebracht habe, obwohl es bei der strengsten Strafe verboten, diesen mit irgend Jemandem sprechen zu lassen. Das

Gerücht sagt, dieser geheimnißvolle Unbekannte sei ein Franzose und zwar ein Geistlicher aus der Revolutionszeit. Die französische Regierung soll mehrmals die Austieferung desselben verlangt haben; wie man erzählt, hat man aber jedesmal geantwortet, jener Gefangene sei gestorben. — Man erinnert sich vielleicht, daß auch Cagliostro auf diesem Felsen San Leo gestorben ist, und offenbar in demselben unterirdischen Kerker. Wenn mächtige Freunde in Rom die Freilassung Cagliostros verlangten, verbreitete man auch das Gerücht von seinem Tode, bis man allgemein daran glaubte, obwohl es jetzt so ziemlich gewiß ist, daß Cagliostro erst 1795 gestorben, also nach der Zeit, welche von seinen Biographen angegeben wird.

Generalcorrespondenz.

Viele Personen halten die berühmte Königin von Saba für eine Nythe; ihr Königreich existirt, wie sie meinen, nur in der Einbildung und ihre Liebesverhältnisse mit dem Könige Salomo halten sie für einen orientalischen Roman. Jetzt erst ist nachgewiesen worden, daß die schwarze Königin von Saba wirklich existirte, ja man hat sogar ihre ehemalige Residenz entdeckt. Der französische Consul Fresnel hat nämlich vor Kurzem aus Dschebba berichtet, daß ein anderer Franzose, Joseph Arnaud, von allen Europäern zuerst Saba oder Mareb in Arabien, zwischen Yemen und Maslate, betreten und da eine große Menge sabäischer Inschriften unter den Ruinen mehrerer Tempel und Paläste entdeckt habe, von denen einer „Haus der Königin von Saba“ heiße. —

Am 18. Juni wurde die Reiterstatue des Herzogs von Wellington in London enthüllt und die Rede, welche bei dieser Gelegenheit gehalten wurde, wies vorzugsweise darauf hin, daß diese Statue die erste derartige sei, welche einer Person bei deren Lebzeiten gesetzt werde. —

Ein deutscher Buchhändler soll berechnet haben, daß eine Hausfrau, wenn sie täglich auch sechszehn Stunden läse, 963 Jahre leben müßte, um alle — Kochbücher zu studiren, welche in Deutschland erschienen sind. —

Der zwischen Frankreich und Marocco drohende Krieg lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit auf das letztere Land und die daselbst bestehenden Sitten und Gebräuche. Unter anderen wird auch erzählt, so bald dem Kaiser ein Sohn geboren werde, lasse er denselben zu einem der reichsten Männer des Landes bringen, dem es obliege, den kaiserlichen Sproßling so sorgsam wie seinen eigenen Sohn erziehen zu lassen. Erst wenn der Prinz zwölf Jahre alt geworden, werde er zu seinem Vater zurückgebracht und der Kaiser lasse ihn über seine Kenntnisse im Koran examiniren; sei er mit der Erziehung zufrieden, welche dem Knaben gegeben worden, so überhäufe er den Mauren mit Geschenken, im Gegentheile lasse er ihn aber unter den gräßlichsten Qualen den Tod erleiden. —

Es ist in Deutschland oftmals vorgekommen, daß die Bühnenstücke, welche mit einem Preise gekrönt worden waren, bei

der Aufführung mißfielen. Dies ist jetzt auch in London geschehen. Wir haben erzählt, daß der Director des Haymarket-Theaters 500 Pfd. St. auf das beste ächt-englische Lustspiel gesetzt habe und daß einem Stück der bekannten Schriftstellerin Mrs. Gore (Quid pro quo) der Preis zuerkannt worden sei. Das Stück ist jetzt mit Glanz durchgefallen; das Publicum rief den Director (Webster) heraus, damit er sich rechtfertige, und er hielt die ächt-englische Anrede: „Meine Damen und Herren, dies Stück hat mich schweres Geld gekostet. Ich hatte es nicht selbst gewählt, es war durch einen Ausschuß berühmter Schriftsteller empfohlen worden. Ich verlange nichts weiter, als daß Sie es bis zu Ende anhören; nachher thun Sie, was Sie wollen.“ Das Stück wurde zu Ende gespielt, aber völlig zu Grabe getragen. —

Daß die bekanntesten Werke der Literatur jetzt illustriert werden, durch Holzschnitte oder Stahlstiche, ist eine bekannte Sache. Eben deshalb sucht man nach etwas Neuem und in London ist man deshalb auf die Idee gekommen, den berühmtesten Roman Walter Scotts, „Waverley“, auf eine eigenthümliche Art zu „illustriren“, nämlich durch einen — Ball in Costume. Es sind dreißig Leiterinnen des Balles unter den Damen des höchsten Adels ernannt, die Quadrillen sind bereits gezeichnet und man erwartet etwas Ausgezeichnetes, namentlich da Niemand Theil nehmen darf, welcher nicht — zum höchsten Adel gehört. —

Der so lange erwartete „ewige Jude“ von Sue hat zu erscheinen angefangen, aber der Anfang entspricht den Erwartungen keineswegs und nur die Idee, welche der Verf. durchführen will, kann sein neues Werk in gewissen Kreisen halten. Sue will der Messias der Proletarier werden und deshalb fällt ihm die Masse der Leser zu. Er selbst wird freilich bei dieser Vertheidigung der Armen ein reicher Mann. Der Constitutionel zahlt ihm bekanntlich für diesen zehn bändigen Roman (der unter anderthalb Jahren nicht beendet werden wird) 200,000 Fres. und von einem Buchhändler, an den er in diesen Tagen das Recht abgetreten hat, zehn Jahre lang den „ewigen Juden“ zu verkaufen, erhält er überdies 110,000 Fres. Außerdem hat ihm der Buchhändler Kollmann in Leipzig, wie man sagt, 12,000 Fres. dafür bezahlt, daß er eine französische und deutsche Ausgabe für Deutschland erscheinen lassen darf, von welchen er dieser Tage bereits die ersten Lieferungen versendete. Dies wird Gelegenheit zu einem interessanten Prozesse geben, in dem entschieden werden wird, ob, wenn der Verf. eines Werkes eine Uebersetzung desselben in einer andern Sprache selbst veranstaltet oder veranstalten läßt, andere davon erscheinende Uebersetzungen für Nachdruck anzusehen sind. — Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir zugleich, daß von der bei Otto Wigand in Leipzig erschienenen Uebersetzung der Sue'schen „Scheimnisse von Paris“ gegen 30,000 Exemplare verkauft worden sind und zwar in einer Zeit von etwa anderthalb Jahren. —

In Paris starb kürzlich eine ausgezeichnete bewundernswürdige Frau, die Gattin des berühmten Schriftstellers Augustin Thierry. Sie war die Tochter des Admirals Duerangal, las mit Bewunderung die vortrefflichen Schriften Thierry's und fastete, als sie erfuhr, daß derselbe blind sei, den heldenmüthigen Entschluß, seine Leiden zu mildern und ihm in dem Lebensdunkel als treue Führerin zu dienen. Sie wurde seine Gattin und leistete, was sie sich vorgenommen hatte, dreizehn Jahre lang mit unablässiger Sorge. Sie war das Auge ihres Gatten, durch das er die alten Geschichtsquellen studirte, sie war seine Hand, durch die er niederschrieb, was er erforscht und erdacht hatte. Dabei fand sie Zeit, selbst als Schriftstellerin aufzutreten. Bei ihrem Begräbniß folgten aber auch alle literarischen Berühmtheiten Frankreichs, Chateaubriand an der Spitze, ihrem Sarge. —

Wie die Engländer Alles riesenhaft ausführen, was sie einmal unternehmen, so auch sogar die Concerte. In voriger Woche wurde in London z. B. ein Concert gegeben, das aus nicht weniger als acht und dreißig Stücken bestand, von denen überdies vier wiederholt werden mußten. Dieses Concert gewährte übrigens einen Verein von Virtuosen, wie er wohl selten wieder zusammen kommt, nämlich als Sängerinnen: die Grifi, Persiani, Dorus-Gras, Thillon, Castellan, F. Lablache, de Masnara, Shaw, Rainforth, Römer, Karanti und Mazel, als Sänger: Mario, Salvi, Forassari, Lablache, F. Lablache, Staudigl, Inehindi, Corelli, R. Costa, Marras, Brandt, Brizzo, Borrani, Harrison und J. Parry; als Pianisten: Mendelssohn, Mad. Dulcken, Thalberg und Benedict, als Violinisten: Sivori, und Joachim, als Harfenspieler: Parish Alvars, als Violoncellist: Offenbach und als Hornist: Puzzi. —

Bekanntlich ist der Herzog von Angoulême kürzlich gestorben und die bekannte franz. Zeitung La France zeigte darauf an: „Sie benutze die Gelegenheit des Todes des Herzogs, um zu erscheinen — aufzuhören.“ In derselben Nummer der France schreibt Chateaubriand — über den Tod des Herzogs von Angoulême (der bekanntlich in G ö r z starb): „In den Einöden Böhmens sah ich ein einsames Licht glänzen; ach, dieses Licht ist erloschen!“ u. —

Es ist gewiß ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß sich immer mehr der jüngern schaffenden Talente der Bühne zuwenden. Auch der unsern Lesern wohlbekannte Bernd von Gusek hat jetzt ein Drama geschrieben und an die Theater versandt. Das Stück heißt „Jacobaea“ und behandelt die Geschichte der unglücklichen Fürstin, welche an den gemüthsranken letzten Clever Herzog verheirathet war, und dort dem Haffe ihrer Schwägerin geopfert wurde. — Wir hoffen, daß es sich Bahn brechen werde.